

Ludwig M. Eichinger

Deutsch als europäische Sprache

1. Was heißt das?

1.1 Zahlen

Deutsch als europäische Sprache. Selbstverständlich, was sonst? Was wären die Alternativen? Realistische und zum Teil auch erprobte und zu verschiedenen Zeiten gültige Alternativen wären zum Beispiel: „Deutsch als Weltsprache“. Das klingt heute nicht sehr plausibel, vielleicht war Deutsch einmal eine der Weltsprachen der Wissenschaft – und zum Teil ist es das wohl auch noch, Weltsprache der Philosophie und der Kunstgeschichte zum Beispiel. Aber es gilt wohl nur für eine Minderheit von Menschen, dass sie ihre sprachliche Identität als Sprecher des Deutschen daran festmachen würden. Von „Europa“ aus auf den nächst kleineren Bezugsraum blickend wäre die Alternative „Deutsch als Nationalsprache“. Das ist nun einerseits sicher für¹ viele Sprecher innerhalb der Bundesrepublik Deutschland einigermaßen unstrittig und daher identitätsprägend, ist aber schon deutlich schwieriger für die anderen sogenannten deutschsprachigen Staaten. In Österreich ist dieser amtliche Status immerhin festgestellt, aber nicht umsonst hat gerade Österreich in der Diskussion um die Fragen der nationalen Varietäten eine herausragende Rolle gespielt,¹ und Iwar Werlen hat unlängst von einer Umfrage in der Schweiz berichtet, wo das Deutsche logischerweise nur eine der nationalen Sprachen ist. Die Umfrage ergab, dass eine Mehrheit der befragten – jüngeren – Deutschschweizer das Hochdeutsche als eine Fremdsprache betrachtet. Welche Konsequenzen das für die sprachliche Identität in einer prinzipiell schriftsprachlich geformten Welt hat, ist nicht ganz klar, soll hier nicht weiter besprochen werden.² Aber auch in der Bundesrepublik Deutschland gibt es jüngsthin Erscheinungen, die daran zweifeln lassen, dass und ob das Deutsche ganz selbstverständlich als die Sprache unseres Staates gilt. Zumindest für die Gruppen in der Bevölkerung, die das Deutsche zu seinem Schutze als Staatssprache in das Grundgesetz schreiben lassen wollen, ist diese Selbstverständlichkeit, von der die letzten 150 Jahre geprägt waren, nicht mehr gegeben. Aber auch Bürger, die sich in dieser Hinsicht weniger Sorgen machen, machen häufig ihre sprachli-

¹ Siehe die in Eichinger (2005) referierte Diskussion.

² Immerhin ist auf dieser Basis ein Modell denkbar, in dem zu einer gesprochenen Varietät Schwyzerdütsch eine geschriebene Standardform des Englischen gehörte.

che Identität nicht nur an der Standardsprache fest. Vielmehr kennt – was bei dem plurizentrischen Charakter des deutschen Sprachraums naheliegt – die sprachliche Identität mehrere einander überlagernde Bezugsräume mit entsprechenden Sprachformen. Gerade Sprechern aus dem südlichen Teil des deutschen Sprachgebiets liegt ein Selbstverständnis nahe, das sich auf eine Art konzentrisch angeordneter Kreise sprachlicher Zugehörigkeitsebenen stützt.³ Ihre sprachliche Identität ist tendenziell sowohl durch das Idiom geformt, das man im Alltag spricht – und das Merkmale von Regionalität enthält –, und durch das Bewusstsein, dass es darüber ein einigermaßen einheitliches Dach gibt, das man in der Schule lernt. Und die Voraussetzung dafür ist mindestens eine geregelte Orthographie. Die Enkulturation in unsere sprachliche Welt, die eine ausgebaute Schriftkultur repräsentiert, ist daher bewusstseinsmäßig offenbar mehr mit der Fähigkeit zu schreiben und zu lesen verbunden als mit dem Sprechen und dem Hören. Die Aussprachenorm hat bei Weitem nicht den Status – und auch nicht die Genauigkeit⁴ – wie die für die Rechtschreibung festgelegten Regelungen. Und es war zweifellos etwas naiv, bei den Anfängen der nun zu einem glücklichen Kompromiss gekommenen Reform bestimmter Teile der Rechtschreibung den zentralen Charakter dieser Repräsentation und der Beherrschung der entsprechenden Kulturtechnik nicht ins Auge gefasst zu haben. Und die mangelnde Fähigkeit, Geschriebenes angemessen verstehen zu können, gereicht geradezu zur nationalen Schande, wie man an den heftigen Reaktionen auf die verschiedenen PISA-Studien deutlich sehen kann.⁵ Wie gut man sprechen kann – auch rhetorische Geschicklichkeit – und Gehörtes angemessen umsetzen kann, das steht im Vergleich dazu deutlich im Schatten. Ohne dass das dem naiven Nutzer häufig so recht bewusst wäre, ist ohnehin viel unklarer, wie ein angemessener mündlicher Standard überhaupt aussehen sollte.⁶ Denn wenn man nicht herausgehobene und eher an der schriftlichen Vorlage orientierte Situationen als den Maßstab für Normgerechtigkeit nimmt, ist jedenfalls klar, dass Merkmale struktureller Mündlichkeit in einem gesprochenen Standard prinzipiell kein Mangel sein sollten. Nun hat aber das Deutsche aufgrund seiner historischen Entstehung und der damit zusammenhängenden oben kurz schon erwähnten plurizentrischen Struktur

³ Vgl. dazu Eichinger (2001).

⁴ Vgl. Ehrlich (2008).

⁵ Wobei nicht ganz so klar ist, was hier eigentlich gemessen wird, vgl. den „Text“ in Pisa-Konsortium (2007, S. 395).

⁶ Dieser Frage wird am IDS derzeit auf der Basis einer Erhebung des aktuellen Gebrauchs nachgegangen; vgl. Knöbl et al. (2007), Berend (2005).

hier ein ganz spezifisches Problem zu lösen. Im Grenzbereich von Standard und Substandard treffen zwei Ansprüche aufeinander, die nur schwer miteinander vereinbar sind. Zum einen soll dem Gesprochenen die Natürlichkeit dieses Mediums eignen, zum anderen sollen sich die Sprecher an eine Norm annähern, die historisch auf einem schriftsprachlichen Kompromiss beruht, der prinzipiell dem gesprochenen Alltag eher ferner steht. Das ist vor allem für den historisch „hochdeutschen“ Süden ein Problem, da hier keine echte Grenze hin zu Varianten traditioneller – regional basierter – Mündlichkeit besteht. So ist die Annäherung an einen neutralen Standard nicht problemlos zu erreichen. Und diese Form erreichen viele – vor allem ältere – Sprecher des Deutschen, die aus diesem Gebiet stammen, auch wenn sie sich stark bemühen, nur annäherungsweise. Im nördlichen Teil des deutschen Sprachgebiets wird die Lage in dieser Hinsicht einfacher oder komplizierter. Das hängt davon ab, wie man die Bedeutung des Niederdeutschen einschätzt, dessen Status nicht so ganz klar ist.⁷ Diese eher pragmatische Definition einer sprachlich mehrschichtigen Identität könnte dann schon fast europäisch sein. Sie hat, weil sie sich auch auf entsprechende Reste deutschsprachiger Minderheiten in Mittel- und Osteuropa anwenden ließe, z.B. Claude Hagège zu dem Modell veranlasst, Deutsch werde die eher östliche Regionalsprache in Europa, Französisch eher die westliche, und Englisch liege darüber. Wie weit diese „europapolitische“ Positionierung des Deutschen als europäische Regionalsprache die sprachlich fundierte Identität allzu vieler Menschen prägt, die in ihrem Alltag Deutsch sprechen, ist nicht so eindeutig zu sagen. Allerdings hat sie zweifellos bei der Frage der „Rückwanderung“ der Bewohner historischer deutscher Außensiedlungen und Sprachinseln z.B. aus Rumänien und Russland eine nicht unwichtige Rolle gespielt. Als diese Frage nach der politischen Wende zu Beginn der neunziger Jahre plötzlich und unerwartet akut wurde, ergab das nicht nur ideologische, sondern auch rechtlich relevante Probleme, die mit dem traditionellen Nationalitätenrecht, das in den deutschsprachigen Staaten im Unterschied zu den östlicheren Rechtstraditionen nicht vom staatsbezogenen Recht getrennt ist, nur sehr schwer in den Griff zu bekommen waren und eigentlich eines europäischen Blicks bedurft hätten.⁸ Ohne mich auf die schwierige Diskussion dieser Fragen einlassen zu wollen, scheint jedenfalls die europäische Ebene eine, die geeignet erscheint, diese Fragen und sprachlichen Überlappungen angemessen zu diskutieren.

⁷ In der Darstellung von eurominority.org wird das Niederdeutsche z.B. als „discuted language variety“ geführt.

⁸ Vielleicht hilft hier der Rückblick auf donamonarchische Verhältnisse; vgl. dazu den Beitrag von Goebel (in diesem Band).

1.2 Welches Europa?

Wenn der Verweis auf die europäische Ebene nicht nur eine Art Ausrede sein soll, gibt es zumindest eine dringende Frage zu klären. Wo ist und wo endet Europa? Denn Europa kann je nach Fragestellung eine ganz unterschiedliche Erstreckung haben. Konkret heißt das vor allem: wie weit nach Osten reicht unser Gebiet? Haben Darstellungen recht, die, wie etwa in einer repräsentativen Kartendarstellung,⁹ das Türkeitürkische in der Türkei ausschließen, aber Türkisch in Sprachinseln (in Bulgarien) anerkennen, und andererseits bis zum Baskirischen ausgreifen? Bei einer ähnlichen Diskussion in der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz¹⁰ reichten entsprechende Vorschläge für eine Begrenzung im Wesentlichen von „Europa ist die EU (+Schweiz, evtl. +Norwegen)“ bis zur üblichen geografischen Festlegung „Europa reicht in Russland bis zum Ural“. Konsensfähig erschien dort der anfangs wohl nur halb ernst gemeinte Beitrag eines musikwissenschaftlichen Kollegen, dass Europa dort sei, wo mehrstimmige Musik in der Form von Oper originär zu Hause sei. Wie immer das sei, es ist immerhin ein Hinweis darauf, dass es ja für das Thema von Sprache und Identität, aber auch¹ von Macht und Sprache nicht hinreicht, zu sagen, alle Sprachen, die man auf einer Karte dieses oder jenes Europas eintragen könnte, seien europäische Sprachen und das Deutsche auch. Vielmehr sind auch die zahlenmäßig größeren europäischen Sprachen auf ihre eigene Weise und in unterschiedlichem Ausmaß europäisch.

Wenn man sich zu diesem Zweck ansieht, wie sich die europäischen Sprachen im Weltmaßstab positionieren, sieht man, dass mit Spanisch, Englisch, Portugiesisch und Russisch vier europäische Sprachen größtmäßig deutlich vor dem Deutschen liegen. Man bemerkt aber auf den zweiten Blick auch, dass die Höhe der Muttersprachler-Zahlen für diese Sprachen nicht durch ihre Vertretung im europäischen Raum zu erklären ist. Besonders groß sind die Diskrepanzen bei den beiden iberischen Sprachen und beim Englischen.¹¹ So gesehen ist Deutsch von den zahlenmäßig großen europäischen Sprachen diejenige, deren Kern am eindeutigsten in Europa liegt, so dass bei ihr auch die Einbindung in die europäischen Zusammenhänge die höchste Bedeutung hat.

⁹ An doch repräsentativer Stelle: eurominority.org; zu den Befunden vgl. Haarmann (1999).

¹⁰ Im Anschluss an Wittinger (2007).

¹¹ Man geht in etwa von den folgenden Zahlen für die muttersprachliche europäische Basis aus: Spanisch 30 Mio., Englisch 59 Mio., Französisch 55 Mio., Portugiesisch 10 Mio.; die Zahl für das Russische ist etwas unklar, sie liegt wohl etwas über der für das Deutsche (vgl. Blühdorn 2001, S. 13).

Nr.	Sprache	Muttersprachler	Zweitsprecher	Datum
1	Mandarin	874	185	1999
2	Hindi	366	121	1999
3	Spanisch	358	95	1999
4	Englisch	341	167	1999
5	Bengali	207	4	1999
6	Portugiesisch	176	15	1999
7	Russisch	167	110	1999
8	Arabisch	150	50	1989
9	Japanisch	125	1	1999
10	Deutsch	100	28	1999
11	Koreanisch	78	–	1999
12	Französisch	77	51	1999
13	Wu	77	–	1984
14	Javanisch	76	–	1999
15	Yue	71	–	1999
16	Telugu	70	5	1999
17	Marathi	68	3	1997
18	Vietnamesisch	68	–	1999

Abb. 1: Sprachen nach Sprecherzahlen (in Mill., nach *Ethnologue*, www.ethnologue.com)¹²

Die Zahlen aus den Eurobarometererhebungen, die vom Ende des Jahres 2005 stammen, bilden diese Verhältnisse in prozentualen Relationen ab – und erweitern die Zahlen für die muttersprachlichen Sprecher um die der Lerner der jeweiligen Sprachen in EU-Europa. Vor allem ein Blick auf den Muttersprachleranteil zeigt die deutliche Differenz zwischen innereuropäischer und außereuropäischer Vertretung. Man kann sicher inzwischen darüber streiten, ob, in welchem Ausmaß und ggf. wie lange noch man davon ausgehen kann, dass das sprachliche und kulturelle Zentrum für die außer dem Deutschen genannten Sprachen in Europa liegt bzw. in ihrer europäischen Vertretung die relevante und prägende Fundierung hat. Das gilt ganz deutlich zumindest für das Englische, in abnehmendem Maße auch für die romanischen Sprachen.¹³ Dem absoluten Verteilungsbild entsprechen die dokumentierten Präferenzen des Fremdsprachenlernens, die in dieser Form von der relativen internen

¹² Vgl. auch Blühdorn (2001, S. 11ff.).

¹³ Frankreich, Spanien und Portugal versuchen, dem über die Tätigkeit ihrer Akademien Rechnung zu tragen.

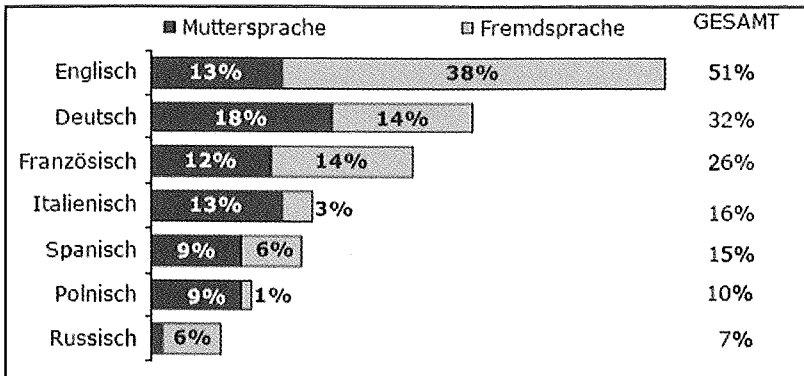


Abb. 2: Die meistgesprochenen Sprachen in der EU (2006) (Europäische Kommission 2006, S. 4)

Nützlichkeit des Deutschen zeugen, bzw. von der Einschätzung, sie sei gegeben. Auch das belegen übrigens die Daten des Eurobarometers, bei denen auf die Frage, warum man diese Sprachen lerne, für das Deutsche und das Französische geantwortet wird, weil diese Sprachen einem beruflich nützlich sein könnten, für das Spanische, weil man es im Urlaub brauchen könne.

2. Mittendrin

Im zweiten Punkt dieses Beitrags wird der Frage nachgegangen, wie sich der europäische Charakter des Deutschen, seine spezifische Art, eine europäische Sprache zu sein, in seiner Struktur niederschlägt bzw. wiederfindet.

Dass das Deutsche eingerahmt zwischen einer ganzen Reihe anderer Sprachen liegt, auch zwischen genetisch mehr oder minder weit verwandten, vor allem zwischen den romanischen und den slawischen Sprachen, kann man, wenn man will, auch dem strukturellen Bild unserer Sprache ansehen.¹⁴ Das Deutsche liegt, um ein normalerweise als charakteristisch geltendes Merkmal anzuführen, was die Ausstattung mit flexivischen Merkmalen angeht, irgendwie in der Mitte zwischen in dieser Hinsicht „sparsamen“ Sprachen wie Französisch und Englisch und den in dieser Hinsicht auf jeden Fall üppiger ausgestatteten slawischen Sprachen.¹⁵ Und so hat sich das Deutsche auch in dieser Hinsicht

¹⁴ Die verwandten Nachbarn des Küstenwestgermanischen bieten in dieser Hinsicht eher strukturelle Bestätigung als Differenzierung.

¹⁵ Dass der in diesem Zusammenhang oft geschriebene Satz, das Deutsche habe sich historisch von einer analytischen zu einer synthetischen Sprache gewandelt, zumindest eine starke Verkürzung ist, hat Wolfgang Ullrich Wurzel (1996) deutlich gezeigt.

häufig einen Platz gesucht, der in der Mitte liegt. Dass das faktisch ganz Unterschiedliches heißen mag, sei an einigen Beispielen demonstriert, die uns ein Blick in den „World Atlas of Language Structures (WALS)“¹⁶ liefert.

2.1 Überraschend ähnlich

Manchmal heißt das bloß, dass das Deutsche im Vergleich mit den anderen beiden traditionellen großen Sprachen seiner Nachbarschaft, dem Englischen, mit dem es ja verwandt ist, und dem Französischen, an dessen feste Grenze das Deutsche stößt, seit wir es kennen, gar nicht auffällt, während dann die sonstige Nachbarschaft ein anderes Gepräge zeigt. Als ein Beispiel dafür könnte man die Daten nehmen, in denen das Verhältnis von Konsonanten- zu Vokalphonemen in den Sprachen der Welt verglichen werden.¹⁷ Wenn die Erhebung hier auch bedauerliche Lücken zeigt,¹⁸ immerhin kann man sehen, dass das Englische, das Französische und das Deutsche relativ wenige Konsonantenphoneme im Verhältnis zu Vokalphonemen haben, während in den anderen benachbarten Sprachen durchschnittlich (Spanisch, Katalanisch, Bretonisch, Lettisch, Ungarisch, Rumänisch, Bulgarisch, Albanisch, Griechisch), überdurchschnittlich (Baskisch, Gälisch, Rätoromanisch, Litauisch) oder sehr viel (Polnisch, Samisch, Russisch) Konsonanten pro Vokal verzeichnet werden. Logischerweise hat das sowohl mit der Menge der Konsonanten wie mit der der Vokale zu tun – so leistet sich das Französische nasale Vokale, das Deutsche ein Set von gespannten/langen und ungespannten/kurzen. Wenn auch klar ist, dass sich diese Gemeinsamkeiten auf einem niedrigen Niveau auf die Systemebene beziehen, und die Stereotypen über solche Verteilungen auf die Gebrauchsebene, ist es aber vielleicht dennoch überraschend, dass das in der Verwendung immer als durch unaussprechbare Konsonantenhäufung gekennzeichnete und so auch karikierte Deutsche hier in die niedrigste Kategorie fällt. Das hat, wie weitere Daten zeigen, auch mit der relativen Unauffälligkeit des Phoneminventars dieser Sprachen im weltweiten Vergleich zu tun.

2.2 Der europäische Normalfall

Wenn man in der Mitte liegt, ist es andererseits gar nicht unplausibel, dass man in mancherlei Hinsicht sich dem Normalfall der Region angleicht, der man zugehört. Das betrifft ganz deutlich die Frage, welche Subkategorisie-

¹⁶ Die Karten aus dem WALS, auf die im Folgenden eingegangen wird, finden sich auch auf der beigelegten CD im Verzeichnis „Eichinger“.

¹⁷ Vgl. die entsprechenden Daten in Karte 3 des WALS.

¹⁸ Gerade auch im für uns relevanten ostmitteleuropäischen Raum.

rungstiefe für grammatische Kategorisierungen gewählt wird. Deutsch liegt hier eindeutig im großräumigen Trend in seiner Umgebung (bis hin zum Russischen). Konkret heißt das, dass an den Rändern des üblichen Systems grammatischer Kategorien die mit standardisierten grammatischen Mitteln erreichbare Differenzierungstiefe auf einem mittleren Maß gehalten wird. Wenn der sprachliche Differenzierungsbedarf darüber hinaus geht, wird an dieser Stelle die genaue Bedeutung bestimmter Beziehungselemente dem Kontext überlassen. So nutzt die durchschnittliche europäische Sprache eine einzige Form dazu, um in Phrasen im Satz die Beziehungen des „Mittels“ und des „Begleitumstandes“ zu kodieren.¹⁹ Dementsprechend wird im Deutschen – wie entsprechend in den romanischen Sprachen und im Englischen und den anderen germanischen Sprachen – die Verbindung mit der Präposition *mit* in beiden Fällen genutzt. Ob *ich mit einem Hammer einen Nagel einschlage* oder *mit meiner Frau in die Stadt gehe*, bleibt sich in dieser Hinsicht gleich und formal ununterschieden.²⁰ Oder, wie es in der IDS-Grammatik über die „Modifikatoren, die weitere Ereignisdimensionen einführen“, heißt:

Zu dieser Gruppe zählen wir die traditionell als „instrumental“ und „komitativ“ bezeichneten Adverbialia. Diesen gemeinsam ist, dass durch sie das „Mittel“ bzw. der „Begleiter“ als zusätzliche Ereignisbeteiligten genannt werden. Die unterschiedlichen Mittel bzw. Begleiter, die diesen Ereignisbeteiligten entsprechen, ergeben sich allerdings nicht aus der Konstruktion oder der Ereignisstruktur selbst, sondern aus den Wortbedeutungen und Verwendungskontexten. (Zifonun et al. 2007, S. 1200).

Allerdings gehört diese eurasische Gruppe, wie die Zahlen in der Legende zeigen, zur kleineren Gruppe, während die insgesamt dominante Differenzierungsgruppe, in der also unterschiedliche Mittel für diese beiden Funktionen genutzt werden, weltweit die Mehrheit darstellt – und dieser etwa auch schon das Polnische zugehört.

2.3 West-Ost ...

Für großräumigere Kompromisse kann sich das Deutsche prinzipiell an zwei Partnern orientieren, an die es sich anlehnen könnte. Man kann sich entweder an den analytischeren Tendenzen der benachbarten romanischen Sprachen des Westens (d.h. mit dem Französischen) oder an den synthetischeren der slawi-

¹⁹ In den gängigen grammatischen Termini: instrumentale und konkomitative Relation; zu den Daten vgl. Karte 52 des WALS.

²⁰ Harald Weinrich hat daher diese beiden Verwendungen des Junktors *mit* unter dem Merkmal <ERGÄNZUNG> zusammengefasst und beschreibt eine Reihe weiterer Verwendungen; siehe Weinrich (1993, S. 653-655).

schen Nachbarn im Osten orientieren. Deutlich zeigen sich die erstgenannte Option der Orientierung am Westen und eine entsprechende Abgrenzung gegen den Osten am Beispiel eines eigenständigen bestimmten Artikels.²¹ Hier verläuft die Grenze hin zu den slawischen Sprachen, der germanisch-romanische Westen ist Artikelland.²² Auch wenn erkennbar ist, dass sich innerhalb des hier apostrophierten Westens noch deutliche Unterschiede verbergen, ist die grundsätzliche Unterscheidung zu den östlichen Nachbarn hin doch schlagend.²³

2.4 ... und Ost-West

Das Deutsche hat aber auch die Möglichkeit, das heutzutage eher dem flexivischen Osten zuzuordnende Inventar an grammatischer Technik zu nutzen, und tut es logischerweise auch. Man kann darüber rasonieren, inwieweit die funktionalen Verdeutlichungsbemühungen, die mit der Konstituierung des Deutschen als Druck- und Schriftsprache zu tun haben, hierbei eine Rolle gespielt haben.²⁴ Hierher gehört der bis an die Grenzen der Romania reichende Konsens, attributive Adjektive vor die entsprechenden Substantive zu stellen.²⁵ Das Deutsche kennzeichnet dann noch dazu diese Verwendung des Adjektivs und seinen Raum links vom Nomen von Artikel bis Substantiv durch flexivische Mittel.²⁶ Es entwickelt das System des Zusammenwirkens von Artikel-

²¹ In all den Fällen, die wir im Weiteren diskutieren, geht es um die weiträumigere Nachbarschaft des Deutschen, aber eben nur um die Nachbarschaft.

²² Die Daten finden sich in Karte 37 des WALS.

²³ So ist für das Deutsche schon die Formulierung der Kategorie nicht ganz glücklich. Der deutsche bestimmte Artikel in der Form „der, die, das“ ist durchaus auch als Demonstrativum zu verwenden. Insgesamt bietet das Bild des Deutschen einige bemerkenswerte Punkte und mögliche Alleinstellungsmerkmale; die wesentlichen Punkte finden sich übersichtlich zusammengestellt bei Eroms (2000, S. 256-257). Zudem wäre natürlich zu diskutieren, was es bedeutet, dass hier in den skandinavischen Sprachen Affixe genutzt werden. Bedauerlicherweise generalisiert der WALS gerade im Hinblick auf die europäischen Verhältnisse häufig in nicht ganz leicht nachvollziehbarer Weise.

²⁴ Ganz offenkundig ist die Resystematisierung der substantivischen Pluralmarker diesem Tatbestand ebenso geschuldet, wie die genaue Ausgestaltung und das Aufrechterhalten der Differenzierung der Kategorie Person in der Verbalflexion. Beide Systemteile waren typische Stellen, wo die „Abschleifungen“ in spätmittelhochdeutscher Zeit deutlich in eine andere Richtung gewiesen hatten.

²⁵ Siehe Karte 87 des WALS.

²⁶ Und differenziert so deutlich zwischen zwei Verwendungsräumen des Adjektivs, nämlich den Raum links vom Nomen, der bis auf ganz marginale Fälle (*ein rosa Kleid*; **ein classes Auto*) der flektierten attributiven Form vorbehalten ist, während die prädikatsbezogenen Verwendungen im Raum des Satzes nur die unflektierte Form kennen.

und Adjektivflexion, das als Monoflexion bekannt ist (*der brave Mann; ein braver Mann; guter Wein*), während sich das Englische durch die problemlose und systematische Nachstellung von Partizipien (vgl. *in Deutschland gebrautes Bier* gegen *beer brewed in Germany*) zu einem gewissen Ausmaß dem westlichen Typ annähert.²⁷

2.5 Der Platz in der Mitte

Es ist eigentlich nur logisch – und hat sich bei der Diskussion der Artikelfragen eigentlich schon angedeutet –, dass in diesem Vergleich das Deutsche dann auch eine Reihe von Erscheinungen zeigt, die als „Alleinstellungsmerkmale“ gelten dürfen.²⁸ Die für das Deutsche als zentral und charakteristisch angesehenen Merkmale der Wortstellung sind vielleicht das klassischste Beispiel dafür. In einer flächigen Verbreitung des SVO-Typs²⁹ ist das Deutsche nach Auskunft der Karte dadurch ausgezeichnet, dass es keine dominante Wortstellung kenne. Das ist die leichte und daher nur die halbe Wahrheit: tatsächlich ist es so, dass das Deutsche Merkmale des SVO- und des SOV-Typs miteinander kombiniert.³⁰ Das Finitum steht ja im Aussagehauptsatz an zweiter Stelle (und das Subjekt ist eine der Normalbesetzungen der ersten Stelle, die andere sind temporale Bestimmungen); zu diesem SVO-Typ passt auch die Stellung von Adverbialia. Im Nebensatz ist aber der SOV-Typ repräsentiert, dem auch die Reihenfolge der Objekte und sonstigen Ergänzungen in allen Satztypen entspricht. Wenn zweiteilige Prädikate auftauchen (Tempora, Passiv, Modalverbgefügen), sind gleichzeitig beide Typen realisiert. Diese Option wird durch den relativ hohen Grad an nominaler Flexion ermöglicht, der auch erlaubt, zu markieren, wenn ein Objekt an die erste Stelle im Satz tritt. Generell lässt sich sagen, dass das Deutsche Elemente beider Serialisierungsrichtungen systematisch zur Subgliederung nutzt, wobei für die regierten Satzglieder – und daher die augenfälligste grammatische Ebene – der Aufbau vom rechts stehenden Verb aus die charakteristische Struktur darstellt. In Sonderheit dient der Wechsel der Determinationsrichtungen der Anpassung an die Beidseitig-

²⁷ Für die Konsequenzen, die solche Eigenheiten für die Kodierung von Komplexität in modernen Texten haben, siehe Eichinger (2003).

²⁸ Wie oben schon angedeutet, gehen in nicht ganz seltenen Fällen noch das Niederländische und Friesische mit dem Deutschen.

²⁹ Mit VSO bei den keltischen Kleinsprachen und dem in diesem regionalen Kontext singulären SOV-Muster des Sorbischen; vgl. Karte 81 des WALS.

³⁰ Zur historischen Festigung dieses Musters siehe Eichinger (1995); vgl. Haftka (1996); zum heutigen Funktionieren die Ausführungen von Ursula Hoberg in der IDS-Grammatik (siehe Zifonun et al. 1997, S. 1495ff.).

keit von Distanz- und Klammerstrukturen, was insbesondere auch die Ablaufregulartitäten im sogenannten Mittelfeld prägt.³¹

Ein anderes Beispiel stellt die Verteilung der Typen von Indefinitpronomina dar, wo das Deutsche beide anzunehmenden Arten hat, nämlich welche, die Fragepronomina ähneln (*ist da wer*), aber auch Pronomina, die auf generische Nomina zurückgehen (*ist da jemand*). Dabei ist Letzteres der Typ der dem Deutschen westlich und südlich benachbarten Romania sowie des Englischen, die slawischen Nachbarn im Osten folgen durchwegs dem Pronominaltyp.³²

2.6 Wenn man schon Flexion hat

Es hat sich ja schon gezeigt, dass die im westeuropäischen Vergleich eher höhere Zahl an flexivischen Markierungen die relativ komplexe Handhabung der Wortstellung ermöglicht, die dem Deutschen eine signifikante Zwischenstellung einräumt. Auch hier kann man im Vergleich sehen, dass das Deutsche einen zwischen Ost und West stehenden Zwischentyp repräsentiert. Das führt etwa im Fall der Genera dazu, dass gegenüber der in der Romania gängigen Zweierzahl als das Normalminimum für unseren Raum Europas die eher alteuropäische Tradition der drei Genera aufrechterhalten wird und als Marker für die Wahl bestimmter Flexionsklassen beim Substantiv eine weitaus größere Rolle spielt als im Englischen, das die Unterscheidung im Wesentlichen nur im pronominalen System kennt. Man kann sich daher auch fragen, ob es angemessen ist, wie das in dem zitierten Atlas geschieht, das Genus-System des Deutschen Sexus-basiert zu nennen.³³

2.7 Aber nicht übertreiben!

Was hier bei den Genera und auch schon bei den Wendungen der Wortstellung wie eine mutwillige Komplikation aussieht, kann so insgesamt als der Versuch verstanden werden, im Hinblick auf die im Vergleich der im europäischen Raum gängigen Kodierungsgewohnheiten eine eigene Lösung zu wählen, die beide typologischen Optionen nutzt, die mehr Reihenfolge-basierte und syntaktische des Westens und die weniger Reihenfolge-orientierte und flexivische Option, die der Osten präferiert. Das führt im zentralen Bereich der syntaktischen Relationen im Satz dazu, dass bei der in der Nominalgruppe

³¹ Vgl. Zifonun et al. (1997, S. 1675ff.), Eichinger (1991; 1995), auch Eroms (2000, S. 323ff.).

³² Nach Karte 46 des WALS.

³³ Daten nach Karte 30 des WALS – im Gegensatz zu den grammatisch basierten Systemen, die sich vor allem in Afrika finden; zu einer anderen Positionierung des Deutschen vgl. Leiss (1994 und 1997); siehe auch Hoberg (2004, S. 7-9).

ausgedrückten Markierung dieser Relation Kasus nach wie vor eine wichtige Rolle spielt (etwa auch in der Dativ-Akkusativ-Differenz), dass allerdings bei merklicher semantischer Interpretierbarkeit die präpositionale Junktion gewählt wird; mit dem kritischen Kipppunkt in den regierten Präpositionalobjekten. Und so steht das Deutsche mit seinen vier Kasus ziemlich in der Mitte zwischen den doch recht weit entfernten Modellen gänzlich ohne morphologische Kasus, die der Westen hat, und den sechs Kasus, die der slawische Osten als normales Paradigma kennt.³⁴ Die Kompromissrolle wird noch deutlicher, wenn man in Betracht zieht, dass der Genitiv viel von dem verloren hat, was einen Kasus ausmacht, so dass das Deutsche so etwas wie dreieinhalb Kasus hat.³⁵ Dass auch diese Information (eben: außer beim Genitiv Maskulin/Neutrum) an die Artikel bzw. Adjektive links vom Nomen ausgelagert wird, teilt im Prinzip externe Kategorisierungen (wie Kasus), die vor allem über Verben und Präpositionen zugewiesen werden, stärker der gesamten Nominalphrase zu, während interne Kategorisierungen wie Plural (der dann typischerweise tendenziell mit dem Genus der Lexeme zusammenhängt) am Substantiv selber markiert werden – auch das eine Eigenheit des Deutschen.³⁶

Genug der Beispiele, die zeigen, dass das Deutsche – auch in seinen vermeintlichen Eigenheiten – in einer seiner Lage adäquaten Weise aus den europäischen Optionen für eine Grammatik schöpft. Was ich angedeutet habe, sind allenfalls bestimmte Trends: die darin versteckte abstraktere Einsicht ist, dass eine angemessene Beschreibung des Deutschen diesen Blick braucht. Das IDS stellt sich diesem Postulat: Eine Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich für eine Sprache mit einer europäischen Grammatik.

3. Auf Augenhöhe

Zum Ausklang zwei Beispiele, die zeigen, welchen Weg das Deutsche innerhalb zweier Jahrhunderte genommen hat, um im volkssprachlichen Europa eine gleichwertige und angemessene Rolle zu übernehmen.

³⁴ Siehe Karte 49 des WALS.

³⁵ Im „besten“ Fall. Das sind in dieser Hinsicht der der starken Maskulina und der Plural (der ja kein Genus kennt). Bei den Feminina am anderen Ende kommen wir mit zwei Kasus aus; das Neutrum hat nach unserer Rechnung zweieinhalb Kasus, der Plural zweieinhalb bis dreieinhalb.

³⁶ Zur flexivischen Struktur der deutschen Nominalphrase in systematischer dependenzieller Sicht vgl. Eichinger/Plewnia (2006).

Beispiel 1:

Nach dem ihrer viel von der Fruchtbringenden Gesellschaft/ was dero eigentlicher Zweck/ auch wie und worzu sie aufgerichtet/ und angestellt/ bericht zu haben begehren; Als ist gut befunden worden/ nachfolgendes kürztlich/ zu iedes begerenden unterricht/ zu verfassen. Ist also zuwissen/ das im Jahre 1617. den 24. Augustmonats bey einer vornemen / wiewol traurigen Fürstlicher und Adelicher Personen zusammenkunfft / zu etwas ergetzung vorgangenen leides / und anreizung der löblichen Jugend / zu allerley hohen Tugenden / unterschiedenen Academien / die in frembden Landen / beydes zu erhaltung guten vertrauens / erbauung wolanständiger Sitten / als nützlicher ausübung jedes Volckes Landes=Sprachen / aufgerichtet: erwenung geschehen: Darbey aber ferner erwogen worden / weil unsere weitgeehrete hochdeutsche Muttersprache so wol an alter / schönen und zierlichen Reden / als auch am überflusse eigentlicher und wolbedeutlicher Wort / so jede sachen besser/ als die frembden recht zuverstehen geben können / einen nicht geringen vorzug hat: Das ebener gestalt darauf möchte gedacht werden / wie eine sothane Gesellschaft zu erwecken und anzustellen / darinnen man in gut rein deutsch reden / schreiben / auch anders / so bey dergleichen zusammensetzung und erhebung der Muttersprache / (darzu ieder von Natur verpflichtet) gebräuchlich und dienlich / vornemen möchte.

(Aus: Anhalt-Köthen, Fürst Ludwig v. (1644 [1971]): Der Fruchtbringenden Gesellschaft Nahmen / Vorhaben / Gemähle und Wörter. Franckfurt am Mayn. [München: Kösel (Reprogr. Nachdruck)], S. ii.)

Dieses Beispiel zeugt von dem Wunsch um eine angemessene nationale Form der deutschen Sprache ebenso wie von den Schwierigkeiten, sie zu erreichen. Der Text, der uns erzählt, wie man darauf gekommen sei, im Jahr 1617 nach gutem europäischem Vorbild etwas für die deutsche Sprache zu tun, zeigt in seinen Reflexen des Kanzlei-Stils deutliche Spuren der abperlenden Struktur traditionellen Schreibens. Italienische und niederländische Vorbilder sind es, denen man nacheifert. Mit der sprachlichen Identitätsfindung, die der der Nachbarn gleichen soll, ist auch eine moralische Reinigung verbunden. Und man sieht übrigens, dass eines der Ziele auf diesem Weg schon ganz gut erreicht scheint: die Reinigkeit des Deutschen ist recht gut gewahrt, außer einem Bildungswort wie *Academien* findet sich nur deutscher Wortschatz. Aber die Syntax lässt uns noch stark im Stich. Man kann für diesen Text sagen, dass er Traditionen vergangener Mündlichkeit als Signale für Gehobenheit ver-

wendet. Das sieht man schön, wenn man das einfache syntaktische Minimum ansieht, das in diesem Text mit rhetorischen Mitteln der Auffüllung versehen worden ist.

Beispiel 1a:

Nach dem ihrer viel von der Fruchtbringenden Gesellschaft Bericht zu haben begehren, als ist gut befunden worden nachfolgendes zu verfassen. Ist zu wissen: das unterschiedenen Academien: erwenung geschehen: darbey erwogen, dass darauf möchte gedacht werden wie eine Gesellschaft anzustellen, darinnen man deutsch reden, schreiben auch anders vornemen möchte.

Die Komplexität ergibt sich dadurch, dass im Vergleich zur modernen Schriftlichkeit unvollständige Konstruktionen gewählt werden, die davon leben, dass immer noch einmal hinten etwas angehängt wird.³⁷ So kann eine breitere Öffentlichkeit nicht erreicht werden, hier ist einiges zu tun, bis wir zu dem folgenden Resümee kommen können.

Beispiel 2:

Wir geben gerne zu, daß jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache ohne irgend eine fremde Beihülfe hinreichend gewinnen könne. Dieß verdanken wir einzelnen vielseitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, besonders aber einem gewissen Mittelstand zu Gute gehn, wie ich ihn im besten Sinne des Wortes nennen möchte. Hiezu gehören die Bewohner kleiner Städte, deren Deutschland so viele wohlgelegene, wohlbestellte zählt: alle Beamten und Unterbeamten daselbst, Handelsleute, Fabricanten, vorzüglich Frauen und Töchter solcher Familien, auch Landgeistliche, in so fern sie Erzieher sind. Diese Personen sämtlich, die sich zwar in beschränkten, aber doch wohlhabigen, auch ein sittliches Behagen fördernden Verhältnissen befinden, alle können ihre Lebens- und Lehrbedürfniß innerhalb der Muttersprache befriedigen.

(Aus: Goethe: „Die deutsche Sprache“ (1817); WA [Sophienausgabe] 41, 1, S. 115/116.)

Das betrifft sowohl den Inhalt der beiden Textstücke, die sich ja beide auf den Zustand des Deutschen und seinen Gebrauch in der Gesellschaft beziehen, wie auf die sprachliche Form, die sie nutzen. Zwischen den beiden Texten

³⁷ Zu einer genaueren Analyse siehe Eichinger (2006).

liegt auf jeden Fall das 18. Jahrhundert, in dessen zweiter Hälfte, aufbauend auf den grammatischen Arbeiten zwischen Justus Georg Schottel und Johann Christoph Gottsched, die deutsche Sprache und eine bildungsbürgerliche Diskurswelt sich als angemessene Partner fanden. Die Unübersichtlichkeit und auch Uneindeutigkeit der Signalisierung von Abhängigkeiten, wie sie unser erster Text in Übereinstimmung mit den Techniken des Kanzlei-Stils kennt, ist der geordneten Nutzung einer an den Konnektoren und der Verbstellung hängenden Hierarchisierung gewichen.

Was auf diesem Wege geschehen ist, davon wird der nächste Beitrag dieses Bandes Kenntnis geben, hier mag es mit dem kurzen Ausblick genug sein.

4. Literatur

Berend, Nina (2005): Regionale Gebrauchsstandards – Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben? In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2004. Berlin/New York, S. 143-170.

Besch, Werner (2001): Territoriale Differenzierung. In: Fléischer, Wolfgang/Helbig, Gerhard/Lerchner, Gotthard (Hg.): Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache. Frankfurt a.M., S. 383-423.

Blühdorn, Hardarik (2001): Lehren und lernen von Fremdsprachen am Anfang des dritten Jahrtausends – wohin geht der Weg? Internet: <http://www.ids-mannheim.de/gra/texte/fremdsprachen.pdf> (Stand: Mai 2008).

Ehrlich, Karoline (2008): Wie spricht man „richtig“ Deutsch? Kritische Betrachtung der Aussprachenormen von Siebs, GWDA und Aussprache-Duden. Wien.

Eichinger, Ludwig M. (1991): *Ganz natürlich – aber im Rahmen bleiben*. Zur Reihenfolge gestufter Adjektivattribute. In: Deutsche Sprache 19, S. 312-329.

Eichinger, Ludwig M. (1995): Unter anderem Abhängigkeiten. Texte, Sätze, Klammern und der Ort von Valenz und Dependenz in einer grammatischen Beschreibung des Deutschen. In: Jahrbuch DaF 21, S. 209-234.

Eichinger, Ludwig M. (2001): Sprache und Sprachgebrauch im Süden Deutschlands. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth/Berend, Nina (Hg.): Regionale Standards. Sprachvariationen in den deutschsprachigen Ländern. Budapest/Pécs, S. 61-94.

Eichinger, Ludwig M. (2003): Natürlichkeit, Sprachtyp und kulturelle Erwartungen. In: Jahrbuch DaF 29, S.193-219.

Eichinger, Ludwig M. (2005): Deutsch in Österreich. In: German as a Foreign Language (GFL) 1/2005, S. 1-23. Internet: <http://www.gfl-journal.de> (Stand: Mai 2008).

- Eichinger, Ludwig M. (2006): Grammatik als Frucht bringende Ergötzung. Zur Entwicklung der neuhochdeutschen Syntax. In: Breindl, Eva/Gunkel, Lutz/Strecker, Bruno (Hg.): Grammatische Untersuchungen. Analysen und Reflexionen. Gisela Zifonun zum 60. Geburtstag. (= Studien zur Deutschen Sprache 36). Tübingen, S. 513- 532.
- Eichinger, Ludwig M./Plewnia, Albrecht (2006): Flexion in der Nominalphrase. In: Ágel, Vilmos et al. (Hg.): Dependenz und Valenz. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung. 2. Halbbd. (= HSK 25.2). Berlin/New York, S. 1049-1065.
- Eroms, Hans-Werner (2000): Syntax der deutschen Sprache. Berlin/New York.
- Europäische Kommission (2006): Die Europäer und ihre Sprache. Zusammenfassung. (= Eurobarometer spezial 243). Brüssel.
- Goebel, Hans (in diesem Band): Sprachenvielfalt und Sprachenpolitik in der Spätphase der Donaumonarchie (1848-1918). Tondokument. [Auf beiliegender CD].
- Haftka, Brigitta (1996): Deutsch ist eine V/2-Sprache mit Verbendstellung und freier Wortfolge. In: Lang/Zifonun (Hg.), S. 121-141.
- Haarmann, Harald (1999): Sprachfamilien Europas. In: Köpke, Wulf/Schmelz, Bernd (Hg.): Das gemeinsame Haus Europa. Handbuch zur europäischen Kulturschichte. München, S. 915-923.
- Hagège, Claude (1992): Le souffle de la langue. Voies et destins des parlers d'Europe. Paris.
- Hoberg, Ursula (2004): Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich. Das Genus des Substantivs. (= amades. Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache 3/04). Mannheim.
- Knöbl, Ralf/Kleiner, Stefan/Brinckmann, Caren/Berend, Nina (2007): German today – An extensive speech data collection in the German speaking area of Europe. In: Proceedings of the 4th Corpus Linguistics conference, Birmingham. Internet: http://corpus.bham.ac.uk/corplingproceedings07/paper/136_Paper.pdf (Stand: Mai 2008).
- Lang, Ewald/Zifonun, Gisela (Hg.) (1996): Deutsch – typologisch. Jahrbuch 1995 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin/New York.
- Leiss, Elisabeth (1994): Genus und Sexus. Kritische Anmerkungen zur Sexualisierung von Grammatik. In: Linguistische Berichte 152, S. 281-300.
- Leiss, Elisabeth (1997): Genus im Althochdeutschen. In: Glaser, Elvira/Schlaefler, Michael (Hg.): Grammatica ianua artium. Festschrift für Rolf Bergmann zum 60. Geburtstag. Heidelberg, S. 33-48.
- PISA-Konsortium Deutschland (Hg.) (2007): PISA '06. Die Ergebnisse der dritten internationalen Vergleichsstudie. Münster/New York/München/Berlin.

- Roelcke, Thorsten (2003): Variationstypologie. Ein sprachtypologisches Handbuch der europäischen Sprachen. Berlin/New York.
- Spiekermann, Helmut (2005): Regionale Standardisierung, nationale Destandardisierung. In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hg): Standardvariation. Wieviel Variation verträgt die deutsche Sprache? Jahrbuch 2004 des Instituts für Deutsche Sprache. Berlin/New York, S. 100-125.
- Stolz, Thomas/Stroh, Cornelia/Urdze, Aina: On comitatives and related categories. A typological study with special focus on the languages of Europe. (= EALT 33). Berlin/New York.
- WALS = Haspelmath, Martin et al. (2005): World Atlas of Language Structures. Oxford u.a.
- Weinrich, Harald (1993): Textgrammatik der deutschen Sprache. Unt. Mitarb. von Maria Thurmair, Eva Breindl und Eva-Maria Willkop. Hildesheim/Zürich/New York.
- Wolf, Norbert Richard (in diesem Band): „*ein einträchtige Sprach, ein einträchtige Regierung, vnd Endlich Auch ein einträchtige Religion*“. Pädagogik und Aufklärung am Beginn des Deutschen als National- und Kultursprache.
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (1996): Morphologischer Strukturwandel: Typologische Entwicklungen im Deutschen. In: Lang/Zifonun (Hg.), S. 492-524.
- Wittinger, Michaela (2007): Europäische Staaten oder Wo endet Europa? Stuttgart.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bde. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 7.1-7.3). Berlin/New York.